

Wir müssen unsere Regeln der digitalen Welt anpassen

Ob Fahrer bei Uber oder Rednerin am WEF – die Grenze zwischen Angestellten und Unternehmern ist nicht mehr zeitgemäss



Monika Bütler

Untergangs- und Erlösungsprophezen sind gleichermaßen fasziniert von der Aussicht, dass uns die Digitalisierung dereinst die Arbeit je nachdem weg- oder abnehmen könnte. Dabei übersehen beide Seiten die viel dringenderen praktischen Fragen, die schon vor uns liegen. Zum Beispiel zu den Folgen von Sharing-Modellen wie Uber auf die Arbeitswelt und die soziale Absicherung.

Vor einiger Zeit entschied die Unfallversicherung Suva, Uber-Fahrer nach dem Muster von Taxifahrern als Angestellte zu betrachten und sie wie Unselbständige der Sozialversicherungspflicht zu unterstellen. Der Spott war der Suva sicher: Eigenartig, wenn eine Versicherung selber entscheidet, wer ihr wie unterstellt ist. Andere freute der Entscheid: Immerhin handelt es sich bei den Uber-Fahrern um Geringverdiener, die sozial nicht optimal abgesichert sind.

Nicht gerade zu den sozial unterversicherten Geringverdienern gehören andere, oft von kleinen Agenturen vermittelte Gelegen-

heitsarbeiter: Redner und Moderatorinnen, von der Professorin bis zum Ex-Bundesrat etwa. Dennoch verfügen die Sozialversicherungsanstalten der Kantone regelmässig, dass selbst lukrative Nebenaufträge als unselbständige Arbeit eingestuft werden. Die Auflagen, die Selbständigkeit zu beweisen, sind deutlich länger als diese Kolumne.

Dabei ist die traditionelle Aufteilung in Unternehmer und Angestellte in Geschäftsmodellen wie dem Rednerservice oder Uber kaum mehr sinnvoll. Immer häufiger tragen beide Seiten ein unternehmerisches Risiko. Weshalb also nicht einfach aufhören mit der verbürokratisierten Unterscheidung zwischen selbständig und unselbständig? Unser Sozialversicherungsmodell funktioniert nämlich auch ohne.

Eigentlich ist die Sache klar: Sowohl von unselbständigen wie auch von selbständigen Einkünften geht ein bestimmter Teil der Einkommen an AHV, IV, ALV und Unfallversicherung. Die Beitragssätze sind zwar leicht verschieden, und für Angestellte ist ab einem bestimmten Lohn die Pensionskasse obligatorisch (was auch für Selbständige sinnvoll wäre). Einziger Unterschied: Bei Angestellten übernimmt die Firma einen Teil der Sozialversicherungsabgaben.

Doch genau diese Aufteilung ist reine Folklore. Ökonomisch zählt nicht, wer vor dergründig wie viel bezahlt, denn Löhne passen sich an. Für die Erfolgsrechnung einer Firma sind die Bruttokosten einer



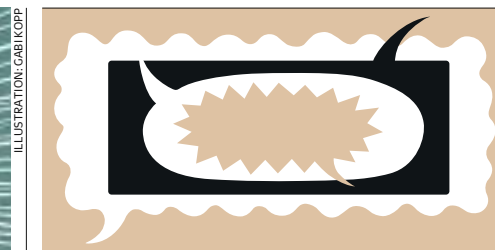
Weshalb also nicht einfach aufhören mit der verbürokratisierten Unterscheidung zwischen selbständig und unselbständig?

Angestellten inklusive aller Sozialversicherungsbeiträge relevant; für die Angestellte ist es der Nettolohn abzüglich aller Sozialversicherungsbeiträge. Dies gilt für die selbständig Erwerbenden genauso: Relevant für den Preis, den sie für ihre Leistungen verlangen kann, sind die Bruttokosten mit, für ihren eigenen Gewinn die Nettoerträge ohne Sozialabgaben. Zudem: Für die späteren Leistungen zählen nur die Gesamtbeiträge - ob geleistet durch Firma oder Angestellte.

Was es einzig brauchte: ein - digitales! - Tool, auf dem traditionelle Firmen, Vermittler und Einzelpersonen ihre Sozialbeiträge verbuchen können. Mit der eindeutigen AHV-Nummer ist dies technisch lösbar. Die Feinabstimmung - Berücksichtigung berechtigter Abzüge (das Auto für Uber-Fahrer), Korrekturen der Beiträge, Pensionskasse - erfolgte mit der Steuererklärung.

Statt zu streiten, wer wann wie selbständig ist bei Uber & Co, sollten alle Vertragspartner verpflichtet werden, Entschädigung von Arbeitsleistungen gleich welcher Art über das neue Tool abzuwickeln. Die Normen müssen sich der Digitalisierung anpassen, nicht umgekehrt, meinte Bundespräsident Schneider-Ammann kürzlich. Vor erst bleibt allerdings auch er unselbständig - selbst wenn man ihn über rent-a-president buchen würde.

Monika Bütler ist Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen.



Showdown

Francesco Benini

Regen ist ja im Grunde nichts anderes als flüssiger Niederschlag, der aus den Wolken auf die Erde fällt. Der Regen könnte irgendwohin fallen, aber wegen der Gravitationskraft fällt er gerne auf die Erde. Am katastrophalen Frühling und noch desaströsen Sommer ist mit anderen Worten Sir Isaac Newton schuld. Eines Tages sass er im Garten seines Gutshauses in der englischen Grafschaft Lincolnshire, der Wind blies, und Äpfel fielen von den Bäumen. Newton fiel auf, dass die meisten Äpfel geradewegs auf den Boden plumpsten und sich kaum einer in einer Parabel oder gar gen Himmel bewegte. Also formulierte er das Gravitationsgesetz, mit dessen vertrackter Diffizilität sich bis zum heutigen Tag Jugendliche auf oberen Schulstufen herumzuschlagen haben. Weil es in England ständig regnet, weitete Newton den Anwendungsbereich seiner Formel vom Fallobst auf den Niederschlag aus - schon haben wir das Geschenk. In England variiert das Wetter bekanntermassen zwischen Landregen, Nieselregen, Sprühregen und Platzregen, und wenn dann doch einmal die Sonne scheint, sind die Auswirkungen auf die Eingeborenen dramatisch: Sie reißen sich die Kleider vom Leib und liegen so lange unbedeckt in Parkanlagen herum, bis sich ihre helle Haut krebsrot verfärbt hat und spätestens dann in Fetzen vom Leibe löst, wenn sie sich nach dem siebten grossen Bier in einen Strassengraben übergeben. Diese Glückserfahrung verleitet die Engländer dazu, über ihre inhärente insulare Superiorität im Vergleich mit dem Kontinent zu rasonieren, und schon ist die Idee des sogenannten Brexit geboren. Niemand sollte darüber in Sorgen verfallen. Wenn sich die Engländer samt ihren hochdekorierten Universalgelehrten von Europa lossagen würden, hätte das neben allen Risiken immerhin den Vorteil, dass bei uns das Wetter besser werden könnte.

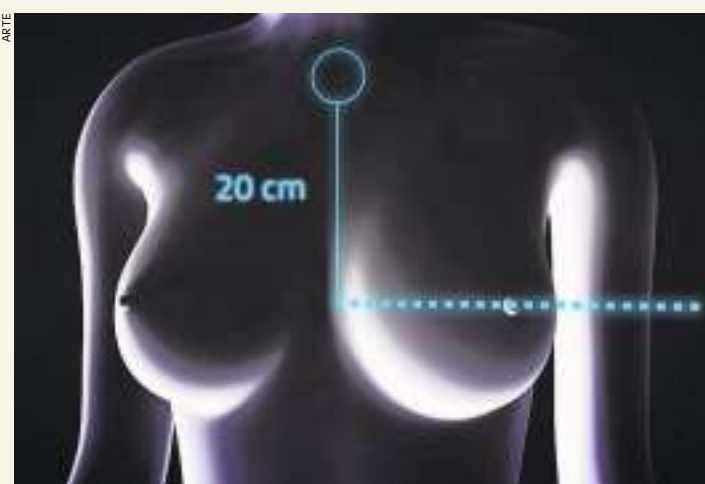
TV-Kritik Von Christine Brand

Eine wundersame Geschichte über ein multifunktionales Organ: der Busen

Das Busenwunder
Arte, 10. Juni, 21 Uhr 55

Während am Freitagabend im Schweizer Fernsehen unzeitgemäss über die «Frau am Herd» diskutiert wurde und auf fast allen anderen Kanälen Fussballer Dimitri Payet Frankreich zum ersten EM-Sieg schoss, widmete sich der Kultursender Arte einem zeitlosen Kultobjekt: der weiblichen Brust. «Busenwunder» lautete der Titel des Films, der nicht zu viel verspricht. Denn der Busen, das machte die 50-minütige Dokumentation klar, ist tatsächlich ein Wunder.

Der Busen ist Milchproduzent, Bakterienkiller, Verführer, Motor von Entwicklung und einiges mehr. «Ohne Busen wären wir nicht, wer wir heute sind, er hat uns zu Menschen gemacht», sagt eine Busenexpertin im Film, der so facettenreich ist wie die Brust selbst. Muttermilch, Brustkrebs, sexuelle Stimulation und Brustoperationen, davon handelten die erwartbaren Kapitel. Doch dabei und darüber hinaus gab es über die Brust auch viel noch Ungehörtes zu erfahren. Die Filmemacherin Sabine Carbon reiste in der Zeit um 300 Millionen Jahre zurück zum ersten Reptil, das zwar Eier legte, aber bereits eine milchähnliche Flüssigkeit produzierte. Die Erkenntnis: «Die Milchdrüse wurde zu einem Erfolgsrezept in der Evolution.» Ein



Busenkunde bei Arte: Bei der idealen Brust liegt die Warze rund zwanzig Zentimeter unter dem unteren Ansatz der Kehlkopfgrube, also etwa auf der Höhe der Oberarm-Mitte.

Abstecher in die verschiedenen Kunststücken zeigte auf, das sich am Schönheitsideal der weiblichen Brust über Jahrhunderte nichts verändert hat: «Sie muss mässig gross, rund und symmetrisch sein.» Und: Sie lockt nicht nur die Blicke der Männer an, wie ein Wahrnehmungsforscher erkannt hat, sondern auch die der Frauen - wenn auch aus anderen Gründen.

Schade bloss, dass der spannende Inhalt des Dokumentarfilms über weite Strecken nicht ansprechend verpackt war. Wer auf viele Busenbilder hoffte, wurde zwar nicht enttäuscht. Dazwischen aber hat die Filmemacherin oft auf phantasie- und manchmal zusammenhanglose Symbolbilder zurückgegriffen. Überhaupt wurde das bewegte Bild eher lieblos und mutlos eingesetzt. Frecher wäre besser gewesen - eine zumindest etwas unkonventionellere Machart hätte dem Wunder Busen gut angestanden.

Grenzerfahrung

Forza Petkovic!



Marina Masoni

Die Fussball-EM ist angepöfht. Wir feuern unsere Nati an und hoffen, dass Lichtsteiner, Behrami, Shaqiri, Embolo und unser ganzes Team weit kommen werden. Unsere Nati ist schon längst multikulturell. Eine Mannschaft aus Spielern mit ausländischen Wurzeln, die durch gemeinsame Werte verbunden sind, ist für jene Fans, die den Fussball vorurteilslos und aus Liebe zum Sport verfolgen, kein Problem. Doch jüngst versuchte sich jemand als Spielverderber. Die Zeitung «Blick» zeigte mit dem Finger auf Nationaltrainer Vladimir Petkovic, weil er an Pressekonferenzen nur noch Italienisch spricht. Die Zeitung behauptete: «Petkovic kann nur Sympathien gewinnen, wenn er Deutsch spricht.»

Vielen Tessinern ist dieser Artikel sauer aufgestossen. Sind wir ein föderalistisches Land oder nicht? Sind wir eine Willensnation, die verschiedene Kulturen und Sprachen im gegenseitigen Respekt unter einem Dach vereint oder nicht? Gehört Italienisch zu den Landessprachen wie Deutsch, Französisch und Rätoromanisch oder nicht? Ist Italienisch eine Amtssprache oder nicht?

Natürlich ist Italienisch eine Landessprache! So will es die Bundesverfassung, so lehrt

unsere Geschichte. Wie ist es also möglich, dass die meistverkaufte Zeitung der Schweiz so wenig Sympathie für das Italienische zeigt? Ihre Begründung: «63,3 Prozent der Menschen in diesem Land sprechen Deutsch, 22,7 Prozent Französisch und 8,1 Prozent Italienisch. Und dann gibt es noch die Rätoromanen.»

Das stimmt. Aber: Die Macht der Zahlen ist nicht das Mass für Sympathie. Im Gegenteil, dies klingt eher anmassend. Wenn die italienischen, die welschen und die rätoromanischen Schweizer auf dem gleichen Niveau diskutieren würden, könnten sie argumentieren, die Mehrheit der Deutschschweizer spreche nicht die Sprache Goethes, sondern Schwizertütsch. Vladimir Petkovic den abtretenden Bayern-Trainer Pep Guardiola vorzuhalten, weil dieser für seinen Posten in München rasch Deutsch gelernt hat, ist verfehlt. Die Schweiz ist nicht Deutschland, das eine einzige Landessprache hat.

Die Schweizer Nati ist ein Beispiel für den Zusammenhalt und die Einheit in der Verschiedenheit. Diese Schlagzeilen des «Blicks» sind genau das Gegenteil davon. Wir brauchen weder im Sport noch sonst wo Sprachkonflikte herbeizureden, welche die Minderheiten beleidigen. Der Artikel ist am 1. Juni erschienen, am selben Tag, als die Schweiz und Europa gemeinsam die Eröffnung des Gotthardbasistunnels gefeiert haben. Eine Entgleisung erster Güte.

Allez Suisse! Hopp Schwiiz! Forza Svizzera! Hopp Svizra! Dürfen wir das überhaupt noch sagen? Aus dem Tessin von Herzen.

Marina Masoni ist Anwältin und ehemalige Staatsrätin des Kantons Tessin.